

Von der Vermessung der Welt zur sozialen Atomisierung: Interview mit Prof. Dr. Steffen Mau

Hilscher, Annette

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sonstiges / other

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hilscher, A. (2017). Von der Vermessung der Welt zur sozialen Atomisierung: Interview mit Prof. Dr. Steffen Mau. 360° – Das studentische Journal für Politik und Gesellschaft, 12(2), 84-92. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-75619-8>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

VON DER VERMESSUNG DER WELT ZUR SOZIALEN ATOMISIERUNG

Der Soziologe Prof. Dr. Steffen Mau
über die Folgen der Quantifizierung
des Sozialen.

FRAGEN: ANNETTE HILSCHER

Daten generieren eine paradoxe Sichtbarkeitsordnung: Wir alle werden immer gläserner, während diejenigen, die uns überwachen, unsichtbar bleiben; gleichzeitig schafft die Quantifizierung des Sozialen neben neuen Klassifikationen, die Ungleichheiten zementieren, auch mehr Gerechtigkeit. Wie die Verwendung von Daten zu einem Wettbewerb der Individuen führt, wie sich soziale Ungleichheit verstetigt und warum wir unseren Datenvoluntarismus überdenken sollten, darüber spricht Prof. Dr. Steffen Mau.

In Ihrem Buch *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*, welches diesen Sommer im Suhrkamp Verlag erschienen ist, nennen Sie die Digitalisierung und die Ökonomisierung als Voraussetzungen zur „Vermessung der Welt“. Können Sie diese beiden Zusammenhänge ausführlicher darstellen?

Im Prinzip gehe ich davon aus, dass es zwei zentrale Antriebskräfte für die Quantifizierung gibt. Die eine ist die mit der Ökonomisierung verbundene gesellschaftliche Nachfrage und auch Erwartung, dass sich mehr und mehr Dinge über Indikatoren-Systeme, über Zielgrößen und über Leistungsparameter darstellen. Das Denken in Effizienz und Input oder Output ist typisch für den Prozess der Ökonomisierung, der bestimmte Effizienz-Vorstellungen in Bereiche hineinträgt, die nicht marktlich organisiert sind und trotzdem nach ihrer Leistungserbringung bemessen werden müssen. Die zweite ist der Prozess der Digitalisierung, der es natürlich viel leichter macht, vielfältige Aspekte unseres Lebens über Technologien und über Daten zu erfassen und damit auch dazu beiträgt, dass sich diese Ökonomisierung noch weiter Bahn brechen kann. Durch die Digitalisierung produzieren wir im gesellschaftlichen Normalbetrieb ständig neue Daten, die dann wieder auf uns angewandt werden.

**ZAHLEN SETZEN UNS
IN EIN PANOPTIKUM
DER VIELFÄLTIGEN
VERGLEICHSACHSEN
HINEIN.**

Sie haben erläutert, wie ein Effizienz-Denken in Lebensbereiche eindringt, die davon vorher nicht betroffen waren. Zudem ist das, was Sie beschreiben, ein Phänomen, das in erster Linie jeden Einzelnen betrifft: ein Denken in Vergleichen. Für Ihren Buchtitel haben Sie jedoch das ‚Wir‘ gewählt, was auf den ersten Blick widersprüchlich anmutet. Wie bauen Sie Ihre Brücke vom Individuum zur Gesamtgesellschaft?

Natürlich können sich Zahlen auf sehr unterschiedliche Verrechnungseinheiten beziehen: das Individuum, Organisationen, Institutionen, jegliche andere gesellschaftliche Einheit, die man sich vorstellen kann. Warum bin ich auf das ‚Wir‘, was erst einmal kollektiven Zusammenhalt suggeriert, gekommen? Weil ich denke, dass die Zahlen niemals für sich selbst sprechen, niemals unverbunden sind. Zahlen setzen uns in ein Panoptikum der vielfältigen Vergleichsachsen hinein, welches uns mit anderen verbindet. Die Zahl steht also nicht allein, sondern relationiert uns. Indem wir Daten haben über alle und jeden und über unterschiedliche Lebensaspekte, werden wir in Vergleichszusammenhänge gebracht. Deswegen ist das metrische ‚Wir‘ kein solidarisches Miteinander, das heißt kein kollektiv-sinnstiftender Zusammenhang, sondern es ist eine wettbewerbliche Arena, in welcher wir immer stärker in solche Vergleichsbeziehungen hinein gesetzt werden. Daher habe ich den Begriff des ‚Wir‘ gebraucht, um zu zeigen, dass es auch ein Prozess ist, der die Formen der Kollektivität radikal transformiert.

Sie haben soeben gesagt, es gäbe kein solidarisches ‚Wir‘, Solidarität ginge verloren. Würde das soziale Atomisierung implizieren?

Im Prinzip ist es eine Wegbewegung von bestimmten alten Kollektivierungsformen, wie zum Beispiel Klasse, Milieu-Zusammenhänge oder Ethnie, hin zu einer sehr stark auf den Einzelnen bezogenen Perspektive des Vergleichs. Etwas überzogen und auch plastisch gesprochen: der Wandel findet statt weg vom Konflikt der Klassen, wo es um Fragen zu Macht, Herrschaft und Verteilungsgerechtigkeit geht, hin zum Wettbewerb der Individuen. Wobei sich der Wettbewerb dadurch auszeichnet, dass es eine Art von Steigerungsspiel ist, ein Überbietungsverhältnis, in

welchem man seine eigene Position in Relation zu anderen bestimmt und als Einzelkämpfer gegen andere antritt. Dabei geht das Gemeinsame ein Stück weit verloren und dadurch werden Prozesse der Individualisierung verstärkt. Das heißt, dass der Einzelne durch technologische Systeme immer individuell erkennbar und adressierbar ist.



Das verbindende Element stellt dann der Wettbewerb dar?

Meine These ist, dass über die Quantifizierung Vergleiche möglich werden und Dinge miteinander verglichen werden können, die wir vorher nicht so ohne weiteres in einen komparativen Zusammenhang gestellt haben. Wenn man nun eine standardisierte Art der Leistungsmessung oder Indikatoren hat, die Vergleiche erlauben, und wenn man diese Daten erhebt, führt das im nächsten Schritt zu einer Art von Universalisierung von Wettbewerb. Sobald Daten existieren, kann man besser und schlechter unterscheiden oder höhere und niedrigere Positionen identifizieren und es gibt einen Anreiz für Individuen oder andere relevante Beobachtungseinheiten, sich zu steigern und besser zu werden. Damit denke ich, dass Daten ein ganz zentrales Element für eine Universalisierung kompetitiver Formen sind – sie erlauben eben die Inszenierung von Wettbewerben – und dadurch eine spezifische Form von Dynamisierung der Gesellschaft hervorrufen.

Können Sie das an einem Beispiel konkretisieren?

Versicherungskollektive der Vergangenheit, zum Beispiel Sozialversicherungen, leben ja davon, dass man vom Einzelnen abstrahiert und größere Risikopools bildet, in welchen sich gute und schlechte Risiken ausgleichen. Wenn man jetzt eine Situation hat, in der jeder in unterschiedlichen Lebensaspekten, zum Beispiel unser Gesundheits- oder Bewegungsverhalten, ausgelesen und ausgemessen werden kann, führt das dazu, dass man sehr genau individuelle Risikoprämien und -kalkulationen vornehmen oder anwenden kann. Dann gibt es auch ein Interesse der Individuen, nicht pauschaliert in eine Risikoklasse eingeordnet zu werden, sondern genau nach dem, was sie tatsächlich sind und tun. Die Verbraucherbewegung in den USA fordert bei der Auto-Versicherung, man möge doch die Leute danach klassifizieren, wie sie sich tatsächlich im Fahrverhalten unterscheiden und im Verkehr bewegen, und nicht mehr danach, ob sie

männlich oder weiblich sind oder in welchem Wohnviertel sie leben. Das führt tendenziell zu einem Zerfall von alten, grobmaschigen und etwas größeren Risikokollektiven hin zu einer größeren Granularität und Auflösung von solchen Zusammenhängen. Ich formuliere es so: Quantifizierung heißt auch Spaltbarkeit des Sozialen. Die Identifikation von numerischen Differenzen ist ganz zentral. Dadurch wird ermöglicht, dass jeder genau als der behandelt werden kann, als der er diesem Datenkorpus erscheint.

Wenn man Ihnen zuhört, klingt es so, als ob dieses quantifizierte Gesellschaftssystem gerechter wäre. Sie betonen jedoch in Ihrer Studie, dass soziale Ungleichheit auch zementiert und sogar in der Darstellung naturalisiert würde.

Es gibt eine größere Bewegung, die von Datenanalysten selber ausgeht und die aufzeigt, wie häufig algorithmische Bewertungssysteme auch falsch sein können, zum Beispiel eine Fortsetzung von rassistischer und ethnischer Diskriminierung oder Geschlechterdiskriminierung bedeuten können. Sie geben vor, objektiv zu sein, aber produzieren Unterscheidungen, die gesellschaftlich als problematisch empfunden werden. Sie räumen damit nicht vollständig auf. Es gibt mehrere Effekte, die durch Massendaten nochmal verstärkt werden. Der eine ist ein Homophilie-Effekt, dass man verstärkt Situationen hat, wo gleich und gleich zusammen kommen. Das hat natürlich bestimmte gesellschaftliche Folgen im Hinblick auf die Sortierung der Gesellschaft. Hinzu kommt: Wenn man erst einmal klassifiziert ist, ist es unglaublich schwer, da raus zu kommen. Es kommt dabei durchaus zu einer Zementierung von Ungleichheit. Zudem gibt es Effekte der kumulativen Nach- und auch Vorteile. Zum Einen, wenn ein Bewertungssystem besteht, ist die Wahrscheinlichkeit relativ hoch, dass man aus dem Reputationskapital weitere Vorteile, also quasi Rendite, daraus ableiten kann. Wenn ich das am Beispiel von Bewertungsplattformen konkret machen darf, sei es jetzt bei tripadvisor oder booking.com oder auch bei Dating-Plattformen: Wenn Leute oder Angebote auf diesen Plattformen sehr gut geratet sind, erscheinen sie immer relativ weit oben und achtzig Prozent aller Klicks oder aller weiteren sozialen Verwertung, wenn man das so marktkonform formulieren darf, beziehen sich auf die ersten fünf der Bewertungsränge und alle anderen spielen quasi keine Rolle mehr. Das heißt, es kommt zu einer enormen Aufmerksamkeitskonzentration zu Gunsten derer, die schon an der Spitze solcher Hierarchien stehen. Jetzt kann man sich unterschiedliche gesellschaftliche Felder ansehen, seien es Arztbewertungen oder Universitätsrankings, und sieht, dass diejenigen, die schon gut da stehen, weitere Vorteile für sich geltend machen können. Hier würde ich tendenziell eine Verstärkung sozialer Ungleichheit ausmachen, wobei es andere Elemente der algorithmischen Bewertung gibt, die durchaus auch die Fairness von Rangzuweisungen oder sozialen Platzierungen erhöhen können. Es gibt auch die Möglichkeit der Emanzipation von Individuen oder Gruppen, deren Leistung bisher unsichtbar war und nicht beachtet worden ist und die dadurch, dass sie mit bewertet werden, zeigen können, dass sie gar nicht so schlecht dastehen. Zum Beispiel ist die Geschichte von sportlichen Wettbewerben voll davon, dass immer neue Gruppen versucht haben, in solche Bewertungen und Wettbewerbe hineinzukommen, sichtbar zu werden. Man kann bei algorithmischen Bewertungen oder Indikatoren auch oft feststellen, dass manchmal der Lichtkegel auf die Leistung derjenigen geworfen wird, die vorher unbeobachtet oder unsichtbar waren. Aber es gibt eben auch die Verwertungsseite dieser Daten und da würde ich sagen, gibt es schon eine Tendenz zur Konzentration der Aufmerksamkeit auf die Spitzen.

MANCHMAL WIRD DER LICHTKEGEL AUF DIE LEISTUNG DER-JENIGEN GEWORFEN, DIE VORHER UNBE-OBACHTET ODER UN-SICHTBAR WAREN.

Jetzt haben wir viel über die Gefahren der Quantifizierung gesprochen. Sie haben jedoch auch positive Aspekte skizziert. Wie verstehen Sie Ihr Buch: als Gegenwartsdiagnose oder auch als Warnung? Welche Leserschaft wollen sie adressieren?

Die Ausgangsidee war, sich zu fragen, was man als Ungleichheitsforscher – ich bin ja kein Digitalisierungsexperte – beobachten kann, wenn man auf die Entwicklung der Quantifizierung blickt. Wenn man sagt, das ist ein Megatrend, Daten werden immer stärker auch als Statussignale genutzt und verstanden, dann war die Ausgangsfrage: Was findet da eigentlich statt? Wie wird

**DIE WELT DA
DRAUSSEN IST
KOMPLEX UND
ZAHLEN BRINGEN
DIE WELT IN
ORDNUNG, OFT
SOGAR IN EINE
RANGORDNUNG.**

das gemacht? Es gibt in der Soziologie einen neueren Diskurs über Bewertungsformen oder eine Soziologie der Valorisierung, die uns sagt, wie diese Arten der Bewertung sozial konstruiert sind. Sie findet auch in vermachteten gesellschaftlichen Räumen statt. Akteurs-Interessen spielen da eine große Rolle. Der Umgang mit Daten ist bei Weitem nicht so neutral und objektiv – unabhängig davon, wie Zahlen selbst oder ihre Verwender das häufig suggerieren. Da Zahlen eine starke Durchschlagskraft – ich würde sogar sagen: ein kaltes Charisma – haben, habe ich mich gefragt, was machen die eigentlich mit uns? Das Buch ist erst einmal als Zeitdiagnose angelegt. Es

gibt so manche Überspitzung, mit der ich durchaus wachrütteln wollte, aber ich habe versucht, diesen Prozess erst einmal relativ nüchtern zu analysieren. Die Implikationen, die sich daraus ergeben, sollten für sich sprechen, deswegen habe ich auch nicht gleich gesagt, ich mache eine kritische Soziologie, sondern ich unternehme den Versuch, unterschiedliche Felder und Beobachtungen, die alle als ein Syndrom verstanden werden können, zusammen zu denken und weiter zu untersuchen, wie über Daten heute Gesellschaft hergestellt wird. Da kann man, so meine Einschätzung, eine ganze Menge sehen, und daran schließt sich ein Blick in die Zukunft an, wo potentielle Entwicklungen und deren Implikationen ausgelotet werden.

Es geht Ihnen demnach um Langzeitfolgen, die dieser Quantifizierungswahn haben könnte. Ich habe genau diese Verknüpfung von Theorien sozialer Ungleichheit mit Entwicklungen, die bekannt sind wie Quantified Self und Self-enhancement, beim Lesen Ihres Buches als erhellend empfunden. Besonders interessiert hat mich dabei Ihre These, dass Menschen ihre Freiheit verlieren, „unabhängig von den in Bewertungssystemen eingelassenen Verhaltens- und Performanzerwartungen zu handeln“ (Mau 2017:13). Das heißt, dass normative Vorstellungen, die mit diesen Bewertungssystemen einhergehen, uns in gewisser Art und Weise unfrei machen.

Die These ist hier, dass Daten und die Bezugnahme auf Daten eine spezifische gesellschaftliche Sichtbarkeits-Ordnung darstellen. Sie visibilisieren einen Teil der Wirklichkeit, der ausschnittthaft und selektiv sein kann, und invisibilisieren einen anderen Teil. Schon allein die Auswahl eines Indikators oder die Art der Vermessung führt zu bestimmten Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata und wirkt auf uns und unsere Orientierungen zurück. Im wissenschaftlichen Bereich wissen wir das am allerbesten, wir sind ja auch eine relativ gut vermessene Gruppe. So geben uns Zitations-Indizes oder Impact-Faktoren vermeintlich Auskunft darüber, ob es sich um gute oder schlechte, wichtige oder unwichtige Forschung handelt. Damit gehen nicht nur bestimmte Vorstellungen der Wertigkeit einher, sondern auch bestimmte Anreize, auf diese Indikatoren zu reagieren und sich von ihnen leiten zu lassen. Man kann sie auch unterlaufen oder durchaus auch subversiv damit umgehen, aber häufig ist es so, dass sie unsere Wahrnehmungs- und Beurtei-

lungsschemata massiv mit beeinflussen und uns in gewisser Weise auch konditionieren. Es gibt so etwas wie die magische Kraft von Zahlen. Häufig lehnen wir sie ab und wissen auch, dass sie reduktionistisch sind, das heißt nur einen ganz spezifischen Ausschnitt der Wirklichkeit darstellen, trotzdem nutzen wir sie so häufig. Wir beziehen uns aber auch häufig auf Zahlen, weil sie eine so unglaublich gute Ordnungsleistung vollbringen. Die Welt da draußen ist komplex und Zahlen versprechen, die Welt in eine Ordnung, oft sogar in eine Rangordnung, zu bringen. Deswegen halten wir uns so gerne daran, deswegen ist es unglaublich schwer, sie zu kritisieren oder ihnen zu entkommen, weil die kognitive Steuerung unserer Orientierung und Perspektive auf die Welt durch Zahlen eine so starke Rolle spielt.

Sich seiner eigenen Konditionierung bewusst zu werden, erscheint mir sehr interessant. Wie Sie sagen, man weiß als Sozialwissenschaftler, wie Zahlen hergestellt werden, aber trotz allem ist dieser vorgegebene Objektivität schwer zu entkommen.

Das ist letztendlich so in jedem gesellschaftlichen Bereich. Wenn man in Gremien sitzt, in unterschiedlichen Kontexten, und die Leute sollen sich urteilsfähig machen, gibt es ganz häufig das Interesse und das Verlangen danach: dazu müsste man doch Zahlen haben. Es geht darum, sich sicher zu fühlen in seinem Urteil. Wir verlassen uns eben gerne auf ein objektives Datum, selbst wenn wir wissen, dass es bestimmte Probleme mit sich bringt, als wenn wir sagen, wir vergleichen und bewerten Dinge nur anhand undeutlicher und rein qualitativer Kriterien. Dadurch kommt es zu einem Umschlag von Urteilsbildung von stärker über die Verbalisierung und die Beschreibung qualitativer Charakteristika arbeitenden Verfahren hin zu stärker standardisierten und quantitativen Verfahren, die vor allem dann in Anwendung kommen, wenn es sich um relativ viele Vergleichseinheiten handelt. Und man möchte dann gerne Tabellen und Graphiken oder auch Zahlen sehen, was vieles vereinfacht und zum Teil für Laien die Möglichkeit bietet, ohne Probleme selbst Urteile über Rangfolgen und Hierarchien zu bilden. Spannend ist natürlich die Dominanz der Betriebswirte und Unternehmensberater in vielen Bewertungskontexten. Wenn diese nun ganz viele Leistungskennziffern produzieren, ob das nun über ein Theater ist, über ein Fernsehprogramm, über Wissenschaftler, über sportliche Aktivitäten, dann sind Zahlen einfach zu interpretieren, sie können immer sehr genau sagen, was besser ist und was weniger gut. Das würden sie sich von der Natur der Sache nicht ohne weiteres zutrauen, wenn es zum Beispiel darum geht, die Qualität eines Theaters zu beurteilen. Wenn sie die Auslastungsquote und die Zahl der Rezensionen vorliegen haben, dann ist das wie ein Hinweis darauf, ob das eine Haus besser ist als das andere. Man fühlt sich urteilsfähig, hat aber von den Spezifika einer Sache kaum eine Ahnung.

Ein Bereich der mir einfällt, in dem es problematisch ist, dass nur quantifizierbare Outputs ihre Berücksichtigung und damit ihre Berechtigung finden, ist im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit. Hier stellt sich auch die Frage, wem geholfen wird und es wird in der Regel nur den Menschen geholfen und in einer Art und Weise geholfen, die messbar ist.

Das ist eben diese ökonomische Vorstellung, dass Input und Output verknüpft sind und Effizienz im Mittelpunkt stehen solle. Wir haben das letzten Endes in allen gesellschaftlichen Feldern. Auch marktferne Institutionen müssen heute Legitimität darüber gewinnen, dass sie ihre Ressourcen effizient einsetzen und das kann man nur, indem man einen definierten Output hat, also Leistungsparameter, die uns sagen, ob man gut ist oder schlecht, und diese sind in der Regel quantitativer Art. Der Input ist in der Regel leicht zu definieren, das sind in der Regel Finanzen, Geldströme. Forschungsinstitute schauen dann auf die Zahl der ‚peer-reviewed‘

Artikel oder auch der Monographien, die bezogen auf eine bestimmte Zeiteinheit publiziert worden sind, und daraus ergibt sich dann wieder ein vergleichbares Datum, damit man weiß, wie teuer ist dieses Forschungsinstitut und was haben die jetzt produziert, ohne dass man nachgucken müsste, was da tatsächlich drin steht in den Artikeln oder wissenschaftlichen Arbeiten. Das ist eben eine sehr leicht zugängliche Art, Leistungsvergleiche vorzunehmen, die aber häufig dem Kern der Sache nicht unbedingt gerecht werden. Eine Gegenbewegung ist, zu sagen, man macht Peer-gesteuerte Verfahren, das heißt, man greift auf Leute zurück, die aus dem Feld kommen, die dann auch inhaltlich die Arbeit bewerten. Aber wie ich schon gesagt habe, je größer das Feld und je komplexer dann auch die gesamte Landschaft in diesem Feld, wenn man dann achtzig oder hundert Institutionen oder Personen vergleichen muss, kann man nicht mehr so einsteigen, sondern dann braucht man hochaggregierte Leistungsparameter.

Sie haben in Ihrem Buch vieles offengelegt und erwähnten selbst, dieses sei vielmehr Zeitdiagnose als kritischer Impetus. Dennoch lassen sich viele Ansatzpunkte zur Gesellschaftskritik, über welche wir zum Teil auch schon gesprochen haben, finden. Wo würden Sie den größten Forschungs- oder Änderungsbedarf sehen?

Man muss jeweils den Eigenwert und die Eigengesetzlichkeit der gesellschaftlichen Felder mit berücksichtigen. Möglicherweise braucht man dann auch eine professionelle Gegenwehr, indem man sagt, man kann nicht in so ein Schema hinein gepackt werden und dann in das Risiko hineinlaufen, den Dingen nicht gerecht zu werden. Zum anderen sehe ich die Bewegung schon viel zu weit fortgeschritten, wenn ich an die Digitalisierung denke, an den Datenvoluntarismus, das heißt die Bereitschaft Daten zu produzieren und zur Verfügung zu stellen, sich über Daten erkennen und vermessen zu lassen. Zum Teil aus Neugierde, zum Teil aus Vergleichs-Voyeurismus heraus, zum Teil aus einer gewissen Unachtsamkeit und Fahrlässigkeit bei der Weitergabe und dem Zugänglichmachen von Daten, zum Teil aber auch weil es kaum Ausweichmöglichkeiten gibt: schon wenn Sie ihr Handy einschalten oder ins Auto steigen, werden so viele Daten über Sie generiert. Und die großen Unternehmen sind dabei, nicht nur einzelne Dienstleistungen oder Apps anzubieten, sondern etwas wie technische Ökosysteme zu erzeugen, die Ihr gesamtes Leben umschließen: vom Kühlschrank bis hin zu Bewegungsmeldern und vielleicht auch noch Gesichtserkennung im öffentlichen Raum. Wenn all diese Daten zusammen gebracht werden, steigt natürlich der Wert dieser Daten ungemein. Weil man dann alle Mosaiksteinchen zur Beschreibung von Personen hat und diese auch individuell adressieren kann. Unter diesen Bedingungen sind die Fluchtmöglichkeiten oder die Möglichkeiten, als digitaler Eremit zu leben, gering. Selbst wenn man jetzt das Handy ausschaltet, dann werden schon allein bei der Alltagsbewegung im sozialen Raum permanent ganz viele Daten über einen erhoben werden. Diese Digitalisierung findet eben nicht gegen uns statt, sondern mit unserer Komplizenhaften Beteiligung, weil sie ja auch viele Vorteile bietet. Sie findet statt im gesellschaftlichen Normalbetrieb, ohne dass wir extra tätig werden oder Entscheidungen darüber treffen müssten, wann unsere Daten abgegeben werden. Die Frage ist: Was kann man dagegen tun? Ich bin eher skeptisch, dass man diese Entwicklung tatsächlich zurückdrehen kann. Ein Weg wäre, dass man zum Beispiel unterbindet, dass Daten, die man einer Firma gibt, weiter gehandelt werden dürfen. Zurzeit gibt es etwas wie eine digitale Entrechtung. Das heißt, Sie geben einmal Ihre Daten ab, schon wenn Sie Ihr Handy das erste Mal einrichten, werden tausende Daten produziert und die werden dann immer weiter genutzt. Damit verdienen Unternehmen Geld,

DIE FLUCHTMÖGLICHKEITEN ODER DIE MÖGLICHKEITEN ALS DIGITALER EREMIT ZU LEBEN, SIND GERING.

ohne dass Sie irgendetwas davon haben. Bei einer Verwertung ausschließlich durch den unmittelbaren Anbieter einer Dienstleistung, aber ohne die Weitergabe an Zweite oder Dritte, wäre man meiner Einschätzung nach schon ein ganzes Stück weiter. Eine andere Vorstellung, die ich habe, ist, dass es da etwas wie ein individuelles Datenkonto geben sollte, wo man so eine Art Daten-Transkript einsehen kann und weiß, welche Daten in der Welt draußen sind und von wem genutzt werden, und wo man auch Löschungen und Korrekturen beantragen kann. Schon allein das Wissen darüber, so eine Art Transparenz darüber, welcher Typus von Daten von mir permanent abgesaugt wird und welcher schon in bestimmten Verwertungskontexten genutzt wird, wäre schon ein riesiger Fortschritt. Heute wissen Sie einfach nicht, ob Ihre Medikamenteneinnahme, Ihr Laufverhalten oder Ihre Konsumentenscheidung von bestimmten Unternehmen datenmäßig ausgebeutet werden. Wenn man Wissen über diesen Statsstatus erzeugen könnte – und wenn das auch technisch möglich wäre – wären Leute in manchen Fällen auch viel vorsichtiger und dann wäre es auch eine Möglichkeit, noch stärkeren Widerstand zu organisieren. Denn heute haben wir die paradoxe Situation, dass wir alle immer gläserner und erkennbarer werden, eben als Datenwolke, währenddessen diejenigen, die uns überwachen immer unsichtbar bleiben. Algorithmen sind ein Geschäftsgeheimnis von vielen Unternehmen, Arkanpraktiken der sozialen Klassifikation. Es ist ein zunehmend asymmetrisches Verhältnis, bei dem wir einerseits sehr starke Durchleuchtung haben und andererseits eine Politik der Algorithmen und Bewertungssysteme, die wir selber nicht mehr beeinflussen können. Hier müssten im Prinzip eine Demokratisierung und auch eine Verschiebung dieses Verhältnisses hergestellt werden.

DATEN SCHAFFEN EINE REALITÄT UND VERSCHLEIERN IHREN ERZEUGUNGS- ZUSAMMENHANG

Der Verbraucher hat keinen Zugriff mehr darauf, was mit seinen Daten geschieht. Wenn dieses Daten-Konto existieren würde, könnte er sich etwas von der Macht zurückholen, die er abgegeben hat.

Ja, um Macht geht es letzten Endes.

Mir kam der Gedanke, ob man den Prozess der Dataifizierung mit dem Mythos-Konzept von Roland Barthes beschreiben könnte? Sie beide verwenden den Begriff der Naturalisierung. Barthes bezieht sich auf die Werbung in den 60er Jahren. In Ihrem Falle beinhandelt diese Naturalisierung, dass wir Daten als objektiv wahrnehmen ohne zu hinterfragen, wie diese hergestellt werden. Könnte man auch von der Ideologie der Daten sprechen?

Ich habe vielleicht zu wenig Expertise, um das vollständig beurteilen zu können. Aber die Vorstellung ist im Prinzip schon ähnlich, dass wir einerseits Daten produzieren und diese Daten auf sehr starken Voraussetzungen beruhen, die wir selbst nur undeutlich erkennen können. Daten schaffen eine Realität und verschleiern ihren Erzeugungszusammenhang. Zugleich geht es auch um Macht- und Konfliktverhältnisse, weil eben einige wenige High-Tech-Unternehmen sich den Markt gemeinsam teilen und uns ihre Datensysteme dann gegenüberreten wie eine Realität, wie eine natürliche Umwelt. Wir können das Doppelbild einer – zugespitzt formuliert – wirklichen Realität und einer sichtbaren Realität, nicht mehr herstellen, weil wir in unserer kognitiven Wahrnehmung eigentlich nur die Sichtbarkeitsordnung sehen können und alles andere verblasst. Vieles andere wird im Prinzip unsichtbar gemacht. Leistung oder Qualitäten, wie wir sie als Personen, Organisationseinheiten oder Institutionen haben, finden dann nicht mehr statt oder gewinnen nicht an Relevanz.

Die Perpetuierung sozialer Ungleichheit könnte man auch mit Pierre Bourdieus Konzept des Habitus erfassen. Ihnen beiden geht es darum zu zeigen, dass sich soziale Lagen verstetigen und sozialer Aufstieg nicht so leicht möglich ist. Sie erklären dieses Phänomen nun durch Zahlen: Wer einmal schlecht bewertet ist, wird immer schlecht bewertet. Können Sie diese beiden Argumentationsmuster miteinander verbinden?

Ich bin weniger an Bourdieus Habitus-Konzept orientiert – das müsste man im Einzelnen untersuchen – sondern ich arbeite mit dem Konzept des symbolischen Kapitals, da ich Statusdaten als eine Form des symbolischen Kapitals oder Reputationskapitals verstehe, das man für sich arbeiten lassen kann. Es kann in andere Währungen konvertiert werden, es verschafft bestimmte Vorteile. Wenn man über gute Statusdaten bei der Arbeit, in den sozialen Medien oder auf Partnerschaftsmärkten verfügt, ist man in der Lage, bestimmte Renditen zu erzielen. Das bringt Leute dann dazu, dass sie sich permanent um ihre Statusdaten kümmern, damit diese als Kapital entsprechend arbeiten können. Letzten Endes führt das zu einer unternehmerischen investiven Orientierung des Selbst. Wie die Unternehmen, die auf betriebswirtschaftliche Zahlen angewiesen sind, müssen wir nun permanent auf unser soziales Accounting achten. So eine Art Wertigkeits-Kontenführung findet dann statt, wo man sehen muss, dass man in Hinblick auf den Credit-Score oder den Gesundheits-Score entsprechend gut abschneidet, weil man dann bessere Chancen auf Wohnungs-, auf Kredit-, Arbeits- und Partnerschaftsmärkten hat. Überall da können dann diese Daten wieder dazu genutzt werden, sich besser zu positionieren und Vorteile zu genießen.

Das heißt, für Sie sind das nicht zwei verschiedene Ansätze um ein und dasselbe Phänomen zu erklären, sondern Sie arbeiten auch mit Bourdieu.

Genau, das hängt mit der Sichtbarkeitsordnung zusammen. Das symbolische Kapital lässt sich eben unheimlich gut verwerten, wenn es auf ein Datum zusammen schrumpft und auch für andere als Teil der Sichtbarkeitsordnung zur Verfügung steht. Ich beschreibe ja dieses Beispiel mit dem Citizen Score in China, eine Art Mega-Bewertungssystem für alle chinesischen Bürger, wo On- und Offline-Daten und alles, was zur Verfügung steht, zusammen geführt wird zu einem Score, der die Vertrauenswürdigkeit einer Person messen soll. Von null bis sechshundert oder null bis tausend soll er dann laufen und wenn man einen hohen Score hat, hat man wieder Vorteile bei Auslandsreisen, bei der Visavergabe, bei der Buchung von Hotels oder auch auf dem Konsum-Markt beim unmittelbaren Verwerten. Ganz im Sinne eines Reputationskapitals verschafft dieser Citizen Score Privilegien, die andere mit einem niedrigen Score nicht haben.

Das klingt alptraumhaft...

... gibt es aber schon in Ansätzen.

⁹ Prof. Dr. Steffen Mau ist Professor für Makrosoziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er forscht und publiziert unter anderem zu den Themen Ungleichheitsforschung, vergleichende Wohlfahrtsstaatsforschung, politische Soziologie, Europäisierung und Transnationalisierung.